



Abend,

Zeitung.

73.

Mittwoch, am 25. März 1840.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sel.).

Ein Tag des Jahres 1839 in Geisenheim und auf Schloß Johannisberg.

Von Adolf Bube.

Ein schöner Junimorgen war angebrochen. Der Himmel wölbte sich blau und rein über der herrlichen Landschaft, die das Auge von der Schiffbrücke zwischen Mainz und Kassel überschaut. Ruhig wallten die seladongrünen Fluthen des Rheinstromes dahin. Da ergriff mich eine innige Sehnsucht, wie die Fluthen zwischen den lachenden Ufern in's Weite zu ziehen. Schon hatte die Glocke des Dampfschiffes, das im Mainzer Hafen zur Abfahrt nach Köln bereit lag, zweimal geläutet. Ich eilte dasselbe zu erreichen und hatte kaum den Fuß darauf gesetzt, als die Glocke zum dritten Male ertönte und die Räder des Schiffes zu arbeiten ansingen. Pfeilschnell tauschte dasselbe durch die aufgeregten Fluthen dahin. Erst nach geraumer Zeit überlegte ich, welches Ziel ich meiner Fahrt setzen sollte. Da winkte mir das Schloß Johannisberg leuchtend von seiner sanften Anhöhe herab und sogleich war ich entschlossen, bei Geisenheim an's Ufer zu treten und von dort aus zu jenem malerisch-gelegenen, denkwürdigen Schlosse emporzusteigen. Von dem Landungsplatze hatte ich noch einige hundert Schritte bis nach Geisenheim zu gehen. Die Mittagshitze wurde auf dem schattenlosen Pfade durch kein kühlendes Lüftchen gemildert. Ermattet kam ich in Geisenheim an, welches von der Straße, die von Biberich nach Rüdesheim führt, durchschnitten ist. Die sehr alte Kirche des Orts

war von hohen Gerüsten umgeben. Man hatte ihre beiden Thürme, die den Einsturz drohten, abtragen müssen und an deren Stelle zwei neue, die den alten ganz ähnlich seyn sollen, fast vollendet. In Geisenheim haben die Grafen von Ingelheim und Schönborn, der Freiherr v. Zwielerlein und der Obrist-Lieutenant Gondar, so wie einige reiche Weinhändler ansehnliche Landhäuser und andere Besitzungen. In dem Familienkreise des Freiherrn v. Zwielerlein lebt die Dichterin Adelheid v. Stolterfoth. Sie stammt aus einem alten holländischen Adelsgeschlechte und ist Stiftsdame. Man schilderte sie mir, als ein lebhaftes, geistreich unterhaltendes Frauenzimmer, dessen Aeuferes den Bildnissen ähnlich seyn soll, die wir von der Kaiserin Anna von Rußland besitzen. Ich würde die persönliche Bekanntschaft dieser gemüthlichen, gefeierten Dichterin gesucht haben, wenn dieselbe nicht eben einem Geburtsfeste in der gräflichen Ingelheimischen Familie beigewohnt hätte. Daher verließ ich nach kurzer Rast bei lieben Anverwandten, die mich äußerst freundlich bewirtheten, den Ort und schlug den nächsten Pfad nach dem Johannisberge ein. Rechts und links standen die Weinreben in der schönsten Blüthe, die durch das kalte Wetter des kaum vergangenen Monats Mai sehr verzögert worden war. Als ich den aus wenigen Häusern bestehenden Ort „Im Grund“ durchschritten hatte, erhob sich der Weg steiler bis zu einer Allée, die schnurgerade nach der Rückseite des Schloßes hinläuft. An das Ende derselben gelangt, hat man das geschmackvoll gearbeitete Gitter, welches den Schloßhof verschließt

vor Augen. Dasselbe besteht aus starken, eisernen Speeren, deren Spitzen vergoldet sind. Ist man durch das Thor dieses Gitters in den geräumigen, schöngeplasterten und reinlich gehaltenen Hof hineingeschritten, so treten Einem von drei Seiten die im modernen Styl aufgeführten Schloßgebäude in großartiger Ausdehnung entgegen. An dem Hauptgebäude befindet sich in großen Buchstaben eine, die ganze Breite desselben einnehmende Aufschrift des Inhaltes, daß Sr. Durchlaucht, der Fürst Metternich das Schloß habe wieder herstellen lassen. Ein alter Diener, an dessen treuherzigem Dialekte ich sogleich den Oesterreicher erkannte, öffnete mir eine Seitenpforte des Schlosses und führte mich durch die hohen Zimmer, deren großartige Einfachheit von gutem Geschmack zeugt. Besonders fielen mir die ungeheuern Spiegel in's Auge, deren Jeder aus zwei gewalzten Tafeln besteht und etliche tausend Gulden kosten soll. Der Bilder, die ich an den Wänden aufgehängt sah, waren nur wenige, höchstens sechs oder sieben, darunter ein in Del gemaltes Brustbild des Kaisers Franz I. und ein Kupferstich, die auf dem Kongreß in Wien versammelt gewesenen Gesandten in Portraits darstellend. Dasjenige des Fürsten Metternich, den ich mehrmals zu sehen Gelegenheit hatte, fand ich ähnlich. Durch diesen Kupferstich wird der Beschauer hier sehr passend daran erinnert, daß Kaiser Franz der Erste eben auf jenem Kongresse den Fürsten Metternich dafür, daß er Deutschland's Selbstständigkeit retten und Neubegründen half, mit dem Johannisberg belehnte. In der neu eingerichteten Schloßkirche betrachtete ich mehrere alte und einige neue Glasgemälde. Die Letzteren, die von außerordentlicher Farbenfrische sind, ließ der Fürst in Freiburg anfertigen. Nachdem ich das Innere des Schlosses zur Genüge beschaut hatte, trat ich hinaus auf den großen, von einem eisernen Gitter eingefassten Balkon, über dessen Thüre das aus einem Riesensteine schön gearbeitete Wappen des Fürsten Metternich in reicher Vergoldung aus der Wand hervorspringt. Ich bemerkte dasselbe erst, als ich den Balkon wieder verlassen wollte; denn bei'm Hinaustreten auf denselben wurde ich sogleich von der herrlichen Aussicht so sehr angezogen, daß ich für nichts Anderes Sinn behielt. Meine Blicke schweiften von Wieberich bis Bingen über den majestätischen Rhein mit seinen grünenden Auen und reizenden Gestaden dahin. Rechts erhob sich der Niederwald mit seinem Tempel und seinen Ruinen. Hinter Bingen öffnete sich das Nahethal und zeigte die Thürme von Kreuznach in leichtem Nebelflor gehüllt. Der Donnersberg ragte dahinter ernst und kolossal empor. Schon neigte die Sonne sich ihm zu und warf mildere Strahlen. Das mahnte mich

an die Rückkehr; denn bald mußte nun das von Köln kommende Dampfschiff, auf dem ich wieder nach Mainz zurückkehren wollte, bei Geisenheim anlanden. Wirklich entdeckte ich dasselbe auch schon in der Nähe von Bingen. Der schwarze Dampf, der aus seinem hohen Eisenschlot emporstieg, machte es mir kenntlich. Ich eilte daher die Schloßstreppe hinab und schritt über die mit weißem Sand bestreuten Wege der großen Terrasse unter dem Balkon zwischen den Nebenpflanzungen dahin, die den eigentlichen Kabinetswein liefern. Im Weiterwandeln gedachte ich, auf welche Weise eine noch größere Veredlung des schon vor alten Zeiten hochgeachteten Johannisberger veranlaßt wurde. Als nämlich der Johannisberg noch eine zur gefürsteten Abtei Fulda gehörende Probstei war, durfte die Traubenlese nicht eher beginnen, als bis der zu Fulda residirende Fürst-Abt auf schriftliche Anfrage des Pater-Kellermeisters die Erlaubniß dazu ertheilt hatte. Diese blieb nun dereinst, wahrscheinlich, weil der geistliche Herr über der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, die Anfrage vergessen hatte, bis im November aus, wo die Trauben größtentheils schon auf die Erde herabgefallen und halb und halb in Fäulniß übergegangen waren. Dennoch wurden sie gesammelt und gekeltert, und so wurde die Entdeckung gemacht, wie das herrliche Getränk zu gewinnen ist, das jetzt ausschließlich auf den Tafeln der Vornehmen und Reichen gefunden wird. Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen gelangte ich zu dem Landungsplatz des Dampfschiffes, das bald darauf mich aufnahm und nach Mainz zurückführte.

Gedanken und Denksprüche.

Von Bille.

Der Stein, den Du auf das Wasser legst, schwimmt nicht, sondern versinkt in die Tiefe; doch lege ihn in einen Kahn, und er schwimmt auf dem Wasser, wäre er auch zentnerschwer. Solcher Stein bist Du, o Mensch! Du versinkst in die Tiefe; doch ergreifst Du den Glauben: dann fährst Du auf sicherem Kahn über den Wasserstrudel des Lebens.

Auch die Steine reden, sind sie auch keine Denkmale großer Begebenheiten und sind auf ihnen auch keine Schriftzüge eingegraben.

Alles in der Welt und im Menschenleben deutet auf einen tiefen Grund; je tiefer Du deutest, desto näher bist Du der Wahrheit. Alles hat Bedeutung; alles ist oder kann doch bedeutend werden.

Im Tode das Leben: darum pflanzt Ihr Bäume auf die Gräber. — Der Tod zerreißt nicht die Bänder der Liebe: darum legt Ihr Bänder auf die Särge. — Ihr bleibt mit den Todten verbunden, Ihr sorget ja für sie, schmückt ihre Gräber mit Blumen und Blumenkränzen. — Wenn Ihr weinet, weinet Ihr nicht, daß die Todten nicht mehr bei Euch sind, sondern darüber, daß Ihr noch nicht bei ihnen seyd. O, wartet doch nur noch, um der Zurückgebliebenen willen, wenige Stunden, wenige Tage: dann weinet wohl auch eine liebende Seele auf Euern Gräbern die Thräne der Sehnsucht!

Die Thränen sind die Tropfen, welche aus den dichten, trüben Wolken der Seele fallen; darum weine, trübes, dichtumwölktcs Herz: doch hast Du aus geweint, dann erblicke auch wieder die blaue, lichte Helle des Himmels!

Die Weltweisen, über Unsterblichkeit grübelnd, gleichen dem Rauche, der hoch emporsteigt und — in der Höhe zerfließet.

Andern Alles geben, für sich aber von Andern nichts erwarten, gewährt den edelsten Genuß des Lebens.

Der Wiß zeigt überraschend und schlagend die Getrenntheit des Verbundenen und die Verbindung des Getrennten. Daß daher in einer Zeit, wie der unserigen, wo überall so lockere Bänder und klaffende Gegensätze sind, der Wiß als eine wichtige und geltende Erscheinung hervortritt, ist leicht zu begreifen. Doch der jetzt beliebte, leichtsinnige Wiß, der mit Hohn das scheinbar Ge-einigte auseinanderzieht, und mit Gelächter über die weiten Risse und Spalten unseres inneren und äußeren, häuslichen und öffentlichen Lebens hinwegspringt, ist eine widrige Mißgestalt geistiger Regsamkeit. Wenn wird der tiefsinnige Wiß auftauchen, der bei den Rissen und Spalten unserer Zeit in der Tiefe doch noch einen festen Grund, nicht aber einen grundlosen Abgrund findet, der aus den Fäden der tausend zerrissenen Bänder ein ganzes Band zusammen webet?! — Der leichtsinnige Wiß gleicht dem bleichen, hinzuckenden, erfolglosen Wetterleuchten am fernen Rande des Himmels; der tiefsinnige Wiß aber ist ein helles Blitzen gerade über uns und rings um uns, seine Begleiter sind, der tiefe, erschütternde Ernst des Donners und die fruchttreibende Fülle des Regens.

Villen für Theologen und Juristen.

1.

Jean Paul fragte in einer Gesellschaft einen gelehrthuenden Herrn, der im Dialoge Spuren seiner Unwissenheit entdecken ließ, ob er studirt habe. „Ja,“ lautete die Antwort: „Ich widmete mich der Theologie.“ — „Und warum erwählten sie nachher einen andern Beruf?“ — „Krankheitshalber,“ erwiderte der Befragte. Jean Paul versetzte hierauf: „Auch ich ging von der Theologie wieder ab, jedoch — Gesundheitshalber.“

2.

Petrarca sagt in seiner Lebensbeschreibung: Ich studirte einige Jahre lang die Rechte zu Montpellier, dann zu Bologna drei Jahre das ganze corpus juris civilis, und schien in vieler Augen ein Jüngling von großer Hoffnung für dieses Fach zu seyn. Allein ich verließ es ganz, sobald ich der Aufsicht meiner Eltern entwachsen war. Nicht, daß ich für die Majestät der Geseze kein Gefühl gehabt, sondern darum, weil die Schlechtigkeit der Menschen ihren Gebrauch verboten hat. Es verdroß mich, etwas zu lernen, dessen ich mich auf eine unedle Weise nicht bedienen wollte, und auf eine edle Weise nicht konnte.

K l a g e .

Mein Stern ist untergegangen,
Mein Glück sank scheidend ihm nach,
Umsonst erwart' ich mit Bangen
Den wiederkehrenden Tag.

Was soll mir Verlangen und Sehnen? —
Mein Hoffen, mein Lieben ist todt;
Es schimmert in meine Thränen
Kein tröstendes Morgenroth.

Es trat in das düstere Leben
Ein seliger Augenblick,
Ihm hab' ich die Rosen gegeben,
Die Dornen behielt ich zurück.

Die Dornen, zum Kranze gebunden,
Ich legte sie um mein Herz,
Daß blutend aus allen Wunden
Es sterbe in heißem Schmerz.

Was soll mir Verlangen und Sehnen? —
Ach! Hoffen und Lieben ist todt,
Es schimmert in meine Thränen
Kein tröstendes Morgenroth.

Emil Reiniger.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz = Nachrichten.

Leipzig, den 5. März 1840.

So ungern ich in das gewöhnliche breitausgetretene Korrespondenten-Gleise trete und nur vom Theater berichte, es bleibt mir diesmal nichts anders übrig, wenn ich nicht den Vorwurf der Nachlässigkeit auf mich laden will. So sey es denn:

Das wichtigste — wenigstens nach der der Sache gewaltsam aufgedrungenen äußeren Wichtigkeit — ist die am 26. Februar erfolgte erste Aufführung von Guskow's Richard Savage. Also das ist der Bühnenheiland des jungen „Europa“, das die Tragödie, die eine neue Epoche in unsern Theaterzuständen begründen soll? Daß doch die Menschen so verblendet sind, zu glauben, man könne ein ganzes Volk verlocken mit hochtrabenden Phrasen, könne das Urtheil des Publikum's leiten durch beständige Wiederkäuung lobhudelnder Artikel! Diese Marktschreierei, deren sich nur das Schriftsteller-Handwerk bedienen kann, nußt auch nur dem Handwerke, d. h. sie bringt das Produkt schnell zu mäßigem Preise unter die Leute, giebt es aber auch um so eher dem Vergessen anheim, je weniger die hinaufgeschraubten Erwartungen davon befriedigt werden. Doch wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen ab und zu dem Stücke. Ich habe mich vergebens bemüht, irgend eine Grundidee desselben zu finden; die fixe, nur auf zerrüttete psychische Gesundheit begründete Idee eines Menschen, daß irgend ein Weib seine Mutter sey, kann unmöglich der Vorwurf einer Tragödie seyn und der kritisch-gesunde und tüchtige Guskow kann diese psychologische Anomalie nicht als solchen Vorwurf gewollt haben; es blieben also nur noch 2 Annahmen: entweder daß die Presse als moderne Nemesis dargestellt werde, die ein stolzes Weib züchtigt für frühere geheim gehaltene Verbrechen; oder zu zeigen, daß diese — wie es im Stücke heißt — freche, feile, schändliche und zügellose Presse alles herunter zieht und unter die Füße tritt, was ihr preisgegeben wird, unbekümmert um Schuld oder Unschuld. Aber im ersteren Falle hätte Guskow die Presse würdiger behandeln, hätte sie siegen, nicht eine so tiefe Niederlage erleiden lassen müssen, wie durch den Triumph der Lady im 5. Akte; im letzteren Falle könnte man nur eine plumpe Demonstration gegen die ohnehin schwer gefesselte Presse darin sehen, die man Guskow zuzutrauen durchaus keine Ursache hat. Was ist denn nun aber der Grundgedanke? Ich weiß es nicht; und von allen bisher erschienenen überlobreichen Kritiken hat denselben meines Wissens noch keine angedeutet. Aber sehen wir davon ab, daß dieses nothwendige Erforderniß der Tragödie fehlt; sehen wir davon ab, daß das Stück nur einen Charakter hat, der Interesse erregt, der aber dem Zuschauer gewaltsam verleidet und zuwider gemacht wird, den der Lady; daß dieser Steele, den man so furchtbar ausposaunt hat, in Bezug auf das Stück nichts weiter ist, als ein Konfident, den man mit wenigen Zusatzzeilen zu den anderen Rollen aus dem Stücke entfernen kann, ohne daß er irgend wie vermisst wird; daß diese Miß Ellen umherrennt, ohne zu wissen, wohin sie gehört und was sie soll; daß dieser Lord Tyrannel sich nur in einem Feenmärchen oder einer Zauberposse gut ausnehmen würde; sehen wir, wie gesagt, von dem Allen ab und betrachten das Stück, wie es ist: als ein Bühnenstück mit melodramatischen Effekten, deren Zweck eben nur Wirkung auf der Bühne ist; dann aber müssen wir auch noch diese große Unwahrscheinlichkeit der Situationen, diesen Mangel an Wärme und Leben in den zusammen kalkulirten Effektmomenten, diese Ueberfülle von dramaturgischen, kritischen, journalistischen Reflexionen, die, wenn auch das Geistreichste und Beste im Stücke, von der Bühne herab nur störend und behnend sind, tabeln. Und dann, selbst auf diesem Standpunkte, wer begreift den 5. Akt? Diesen Akt, der das ganze Stück auf den Kopf stellt und es persiflirt; der die dem

Mißfallen preisgegebene Lady rechtfertigt, ohne sie jedoch dem Herzen der Zuschauer um ein Haar breit näher zu bringen, Richard Savage als einen Geistesverwirrten darstellt, von dem man bedauern muß, daß er nicht im 1. Akte nach Bedlam transportirt wurde und den superklugen Steele, der die Papiere so richtig und beweisend fand, lächerlich macht. Wäre das Stück ein Meisterwerk, dieser Akt müßte es zu Grunde richten. Und bei diesen durchaus nicht wegzuläugnenden Mängeln kann man von dem Grundpfeiler eines modernen Dramas sprechen! Wenigstens gebe man uns vorher eine moderne Aesthetik, die uns in den Stand setzt, derartige Erscheinungen zu begreifen und zu beurtheilen. Das Stück ist ein Versuch, der Versuch eines Anfängers auf dieser Bahn, es ist ein geistreich geschriebener, aber in Anlage und Ausführung verfehlter Versuch. — Die Darstellung betreffend, so war dieselbe wirklich tabellos; Herr Düringer als Savage, Herr Reger als Steele, M. Brüning als Lady, M. Dessoir als Miß Ellen und Herr Wollrabe als Tyrannel standen gleich gut an ihrem Platze, das Ensemble ging präzis und fest in einander greifend und man sah es den Darstellern an, daß sie wußten, die Blicke sämmtlicher Literaten seyen auf sie gerichtet und — wenigstens die Guskowianer — machten sie verantwortlich für den Erfolg des Stückes. Dieser Erfolg war nun ein sehr geringer; man hat hin und wieder die Darsteller applaudirt, aber nach den Aktschlüssen herrschte Todtenstille und am Schlusse hörte man nur Stimmen der Mißbilligung, der Unzufriedenheit und gänzlich unbefriedigter Erwartung. Bei der ersten Vorstellung hatte sich das Haus mäßig gefüllt, bei der gestrigen Wiederholung war dasselbe entsetzlich leer. —

Rügen muß ich bei dieser Gelegenheit einen Mißbrauch auf unserer Bühne, dem durchaus abgeholfen werden muß: Bei Stücken mit englischen Namen spricht man diese Namen weder englisch noch deutsch, vielmehr in einem Kauzderwelsch, welches jede Sprache unwillig von sich abweisen muß; auch ist weder System noch Gleichmäßigkeit in der Aussprache, was doch unbedingt nothwendig ist. Ich weiß nicht, ob es Sache der Regie, oder des Uebereinkommens ist, wie gesprochen werden soll; aber gleichmäßig und entweder englisch oder deutsch muß die Aussprache seyn und ich empfehle den Betheiligten in dieser Beziehung einen ganz praktischen Artikel über „Aussprache der Fremdwörter“ von E. S. (Schneider oder Storch?) im „allgemeinen Theater-Verikon“ zur Beherzigung.

Sonst war noch neu ein Lustspiel in 3 Akten: „Engel und Dämon“, zwei Franzosen haben es geschrieben, zwei Deutsche es übersetzt, und es ist doch nichts Geschiedtes dabei heraus gekommen. Das Ganze ist so ein Stück „bezähmte Widerspenstige“ mit verbrauchter Intrigue und abgenutzten Charakteren und Situationen. Das gute Spiel sicherte dem Stücke wenigstens das Leben für 2 Vorstellungen.

Bei der langen Krankheit unseres trefflichen Tenoristen Schmidt liegt das Opernrepertoire schon über 2 Monate brach; einige Gastspiele waren daher höchst willkommen und brachten Leben und Abwechslung. Der erste Gast war Fräulein v. Tennecker (Grund) von Dresden. Die als Walpurgis in Goldschmied's „Töchterlein“, Agnes im „Mann im Feuer“, Polyrena in „Kunst und Natur“ und Elise v. Walberg bei uns auftrat; ein sehr bestechendes Neuere, Bühnengewandtheit und natürliches Darstellungstalent sind ihr nicht abzuspochen und sie erzielte durch diese Mittel glänzende Erfolge. Aber die Kritik kann in diesem Beifall nicht unbedingt einstimmen und muß es rügen, daß Fräulein v. Tennecker in einer Manier befangen ist, die jede Naturwahrheit vernichtet; in Spiel und Sprache trägt sie eine Koketterie zur Schau, die der wahren Kunst fremd ist und bleiben muß und da sie nun die Unsere geworden, müssen wir um so mehr wünschen, daß sie diese Fehler ablege.

(Beschluß folgt.)